

DISKUSSIONEN

Ansgar Beckermann, Bielefeld

Lässt sich der Wissensbegriff retten?

Replik auf die Kritiken von Peter Baumann, Thomas Grundmann
und Frank Hofmann

Bei der Frage, ob wir in der Erkenntnistheorie auf den Begriff des Wissens verzichten können und womöglich sogar verzichten sollen, geht es im Kern um *epistemische Werte* und *epistemische Ziele*. Da bin ich mit meinen Kritikern ganz einig. Es geht also um die Frage: Was sind die wirklichen Ziele unserer Erkenntnisbemühungen? Auf diese Frage werde ich gleich ausführlich eingehen. Zuvor aber noch ein paar Bemerkungen zu einigen anderen von meinen Kritikern vorgebrachten Einwänden.¹

Peter Baumann hat gegen meine Argumentation eingewandt, sie treffe keineswegs den Wissensbegriff im allgemeinen, sondern nur internalistische Varianten dieses Begriffs, denen zufolge internalistisch verstandene Rechtfertigung eine notwendige Bedingung für Wissen ist (55/595)². Das mag auf den ersten Blick so scheinen. Aber doch wirklich nur auf den ersten Blick. Denn ganz offensichtlich lässt sich die Argumentation ohne weiteres auf alle Wissensbegriffe übertragen, in denen das Merkmal *Wahrheit* mit einem weiteren Merkmal *X* verbunden wird, von dem gilt: *X* ist entweder ein Mittel, um zu wahren Überzeugungen zu kommen, oder ein Kriterium, mit dessen Hilfe wir wahre von falschen Überzeugungen unterscheiden können. Und diese Struktur haben in meinen Augen tatsächlich alle gängigen Wissensbegriffe – außer natürlich dem minimalen Wissensbegriff von Kutscheras und Sartwells. Auf jeden Fall gilt dies für alle externalistischen Wissensbegriffe der Art:

S weiß *p* genau dann, wenn *p*, wenn *S p* glaubt und wenn die Überzeugung von *S*, dass *p*, auf verlässliche Weise zustande gekommen ist.

Hier kann man die angegebene Struktur geradezu mit Händen greifen. Denn

- ¹ Ich will mich in dieser Replik ganz auf die Einwände gegen den Kern meiner Argumentation konzentrieren. Auf die interessanten Überlegungen Frank Hofmanns zum Wert zirkulärer Begründungen kann ich daher nicht eingehen. Für ihre überaus hilfreiche Kritik möchte ich mich bei den Teilnehmern einer von Rainer Enskat im Juli 2002 in Wittenberg veranstalteten kleinen Tagung zur Erkenntnistheorie bedanken.
- ² Alle Verweise haben die Form (Bandnummer der *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Seitenzahl).

natürlich ist die Tatsache, dass *S'* Überzeugung auf verlässliche Weise zustande gekommen ist, ein Kriterium für die Wahrheit dieser Überzeugung. Das ist ja gerade der Witz von Verlässlichkeit.

Ein zweiter Einwand Baumanns beruht auf der These, der traditionelle (internalistische) Wissensbegriff sei keineswegs inkohärent; denn es sei doch nicht zirkulär, wenn man Wissen unter Bezug auf Wahrheit einerseits und Rechtfertigung (oder andere Kriterien der Wahrheit) andererseits definiere (55/595 f.). Schon wahr, aber die Behauptung war nicht, der traditionelle Wissensbegriff sei *zirkulär*. Auch die Definition

Säure ist eine chemische Verbindung, die in wässriger Lösung infolge elektrolytischer Dissoziation Protonen und Säurerest-Ionen liefert und die Lackmuspapier rot färbt

ist nicht zirkulär; aber sie ist doch äußerst merkwürdig – eben inkohärent in einem Sinne, den ich gleich noch weiter erläutern werde.

Eine dritte Vorbemerkung: Ich halte sehr viel davon, den Begriff des verlässlichen Informanten oder des verlässlichen Wahrheitsfinders in den Mittelpunkt erkenntnistheoretischer Überlegungen zu stellen; aber ich halte gar nichts davon, Verlässlichkeit in diesem Sinne mit Wissen zu identifizieren. (Wir scheinen „ein legitimes Interesse daran zu haben, uns als auf Dauer verlässliche Wahrheitsfinder, *als Wissende* sehen zu können“ 55/598 – Hervorh. vom Vf.) Es hat keinen Sinn zu sagen: *x* ist ein verlässlicher Informant bzw. ein verlässlicher Wahrheitsfinder bzgl. *p* genau dann, wenn *x* weiß, dass *p*. Jedenfalls hat das so lange keinen Sinn, wie man *Wahrheit* für ein Merkmal von *Wissen* hält. Beim Begriff des verlässlichen Informanten werden die Probleme besonders deutlich. Erstens: Es ist einfach nicht der Fall, dass *x* nur dann ein verlässlicher Informant bzgl. *p* ist, wenn *p* wahr ist. So gebrauchen wir den Begriff des verlässlichen Informanten nicht. Zweitens: Wenn *x* nur dann ein verlässlicher Informant bzgl. *p* wäre, wenn *p*, dann hätten wir echte Probleme; denn dann müssten wir, um herausfinden zu können, ob *x* ein verlässlicher Informant bzgl. *p* ist, zunächst herausfinden, ob *p* wahr ist. Wenn wir dies herausgefunden haben, interessiert uns die Frage, ob *x* ein verlässlicher Informant bzgl. *p* ist, aber wahrscheinlich gar nicht mehr. Denn das wollen wir doch in erster Linie wissen, weil uns interessiert, ob wir der Antwort von *x* auf die Frage, ob *p*, trauen können oder nicht. Dies war die Pointe meiner Kritik an entsprechenden Überlegungen Craigs (55/582).

Viertens schließlich: Ich habe in meinem Aufsatz die Auffassung vertreten, es gebe in der Erkenntnistheorie keine interessante Frage und keine interessante These, die wir nicht auch ohne den Begriff des Wissens formulieren könnten (55/578). Dagegen hat unter anderem Frank Hofmann eingewandt, diese Auffassung sei nicht sehr spannend; denn schließlich sei jeder definierbare oder analysierbare Begriff im Prinzip verzichtbar (56/127). Das ist natürlich richtig. Aber das hatte ich auch nicht sagen wollen. Was ich sagen wollte, ist: Es gibt in der Erkenntnistheorie keine interessante Frage und keine interessante These, die wir

nicht *allein* mit Hilfe der Begriffe ‚gerechtfertigte Überzeugung‘, ‚durch zuverlässige Methoden erworbene Überzeugung‘ und ‚wahre Überzeugung‘ formulieren könnten. Zusammengesetzte Begriffe wie ‚gerechtfertigte wahre Überzeugung‘ oder ‚durch zuverlässige Methoden erworbene wahre Überzeugung‘ und alle ähnlichen Begriffe sind durchgängig verzichtbar.

Kommen wir also zur Frage, was die wirklichen Ziele unserer Erkenntnisbemühungen sind. Auch hier jedoch zunächst noch eine Vorbemerkung. Natürlich hat Baumann recht, dass es uns nicht einfach nur um wahre Überzeugungen geht, sondern um interessante, relevante, erklärungskräftige, ... Überzeugungen. Sicher; aber alle diese Überzeugungen müssen *auch* wahr sein; d. h., worum es uns wirklich geht, sind interessante, relevante, erklärungskräftige, ... *wahre* Überzeugungen. Es geht uns nicht um falsche Überzeugungen, auch wenn sie tröstlich oder in anderem Sinne hilfreich sein mögen. Jedenfalls würde ich solche Überzeugungen nicht zu unseren *epistemischen Zielen* rechnen. Mit anderen Worten: Zumindest für mich geht es bei unseren Erkenntnisbemühungen immer *auch* um Wahrheit. Und allein das ist für die folgenden Überlegungen entscheidend. Kommen wir also zum Kern der Sache.

Die Bedeutung der Frage, was die wirklichen Ziele unserer Erkenntnisbemühungen sind, zeigt sich schon an dem Begriff der Kohärenz oder Inkohärenz, der meiner Kritik am Wissensbegriff zugrunde liegt. Warum ist dieser Begriff inkohärent? Dazu muss in der Tat mehr gesagt werden, als ich in meinem Aufsatz getan habe. Ein erster, aber äußerst wichtiger Punkt ist: Der Begriff des Wissen ist der Begriff eines *Zieles* oder *Wertes*. Wissen ist etwas, was wir nach allgemeiner Auffassung erstreben oder zumindest erstreben sollen. Generell geht es also um die Frage, welchen besonderen Beschränkungen Definitionen von Zielbegriffen unterliegen.

Generell ist es sicher *nicht* inkohärent, sich zum Ziel zu setzen, Dinge zu finden, die nicht nur ein, sondern zwei oder mehrere Merkmale besitzen. Man kann sich für Louis-seize Möbel interessieren, aber natürlich auch für Louis-seize Möbel, die aus dem Besitz von Marie Antoinette stammen. Man kann Diamanten suchen, aber auch Diamanten von einer bestimmten Farbe und Reinheit. Insofern könnten für uns auch Überzeugungen interessant sein, die nicht nur wahr sind, sondern auch noch ein weiteres Merkmal besitzen. Aber: Zieldefinitionen der Art „ich suche alle x , die sowohl F als auch G sind“ sind nur sinnvoll, wenn *beide* Merkmale an sich wertvoll sind oder genauer: wenn Dinge nur dann wertvoll sind, wenn sie *beide* Merkmale besitzen. Solche Zieldefinitionen sind daher in dem hier einschlägigen Sinne *inkohärent*, wenn eines der Merkmale nur einen *instrumentellen Wert* besitzt, wenn uns also z. B. G gar nicht *an sich* interessiert, sondern nur deshalb, weil Dinge, die G sind, im allgemeinen auch ein anderes Merkmal besitzen, das uns an sich interessiert – im Grenzfall: weil Dinge, die G sind, in der Regel auch F sind. Solche Zielbestimmungen sind also nicht in dem Sinne inkohärent, dass sie inkonsistent oder zirkulär wären; aber sie sind insofern inkohärent oder vielleicht besser: irreführend, als sie unsere

wirklichen Ziele nicht richtig wiedergeben. Denn wenn uns G nur instrumentell und nicht *an sich* interessiert, dann suchen wir in Wirklichkeit gar keine Dinge, die F und G sind, sondern tatsächlich nur Dinge, die schlicht F sind. Das war auch die Pointe meines abstrakten Beispiels (55/579).

Nehmen wir an, wir sind an allem interessiert, was die Eigenschaft F hat – kurz: wir suchen F s. F ist aber eine Eigenschaft, deren Vorliegen nicht ohne weiteres festgestellt werden kann. Wir haben jedoch Grund zu der Annahme, dass Gegenstände mit der Eigenschaft G meistens auch F sind; und G ist epistemisch leichter zugänglich als F . Also werden wir nach Gegenständen mit der Eigenschaft G suchen. Wenn wir einen solchen Gegenstand, sagen wir a , gefunden haben, d. h. wenn wir sicher sein können, dass a G ist, können wir auch ziemlich sicher sein, dass a F ist. Insofern ist G ebenfalls eine interessante Eigenschaft für uns. Doch das bedeutet natürlich *nicht*, dass wir in Wirklichkeit gar nicht F s suchen, sondern F s, die auch G sind. Dies zeigt sich insbesondere daran, dass uns die Frage, ob a G ist, gar nicht mehr interessieren würde, wenn wir *schon sicher* wären, dass a F ist.

Nehmen wir an, G ist ein Mittel für F . Gilt dann *generell*, dass Zielbestimmungen der Art „ich suche alle x , die sowohl F als auch G sind“ inkohärent sind? Nein.³ Auch in diesem Punkt hat Frank Hofmann recht (56, 127; auch bei Grundmann spielt dieser Punkt eine Rolle). Es ist durchaus möglich, dass mich F nur interessiert, wenn es auf eine bestimmte Weise – sagen wir auf die Weise G – erreicht wurde. Dies gilt z. B. für Bergsteiger. Ihnen kommt es nicht nur darauf an, oben auf dem Gipfel zu stehen. Sie wollen den Gipfel auch selbst bestiegen haben und das vielleicht sogar auf einer bestimmten Route. Allerdings: In diesen Fällen hat das Mittel G eben nicht nur instrumentellen Wert; es ist auch an sich wertvoll. Inkohärent sind Zielbestimmungen der Art „ich suche alle x , die sowohl F als auch G sind“ also dann, wenn G für mich *nur* einen instrumentellen Wert zur Erreichung von F besitzt. Und dies zeigt sich, wie gesagt, daran, dass mich die Frage, ob irgendein Gegenstand G ist, nicht mehr interessiert, wenn ich mir *schon sicher* bin, dass dieser Gegenstand die Eigenschaft F hat.

Thomas Grundmann hat diese Zusammenhänge klar gesehen. Entsprechend versucht er, plausibel zu machen, dass es neben Wahrheit noch ein zweites Merkmal X gibt, das für uns einen *intrinsischen* (und nicht bloß instrumentellen) Wert besitzt. Auch den Vorschlag Hofmanns kann man so verstehen (56/125 ff.). Allerdings ist mir nicht klar, warum „auf erfolgsgarantierende Weise entstanden“ ein guter Kandidat für ein solches X sein soll. Gegen Hofmanns Vorschlag sprechen in meinen Augen vier Gründe: 1. Wenn „Wissen“ analysiert wird als „auf erfolgsgarantierende Weise entstandene wahre Überzeugung“, dann trifft diese Analyse ganz sicher nicht den alltagssprachlichen Wissensbegriff. Welchen Status hat sie

³ Ich bin jedoch davon überzeugt, dass alle Zielbestimmungen der Art „ich suche alle x , die sowohl F als auch G sind“ inkohärent sind, wenn G ein *Kriterium* für das Vorliegen von F ist. Und genau dies ist in der oben angeführten ‚Säure-Definition‘ der Fall.

aber dann? 2. In dieser Analyse ist das Merkmal „Wahrheit“ redundant. 3. Ich zumindest kann nicht sehen, worin der Unterschied zwischen erfolgsgarantierenden Mitteln und nur verlässlichen Mitteln bestehen soll, der es rechtfertigt zu sagen, dass erfolgsgarantierende Mittel gute Kandidaten für X sind, nur verlässlichen Mittel dagegen nicht. Das führt schließlich zum entscheidenden Punkt: 4. Hofmann bleibt jedes Argument für die Annahme schuldig, dass erfolgsgarantierende Mittel einen Wert an sich darstellen, während nur verlässliche Mittel bloß einen instrumentellen Wert besitzen.

Grundmann entwickelt seine Argumentation systematischer. Für ihn ergibt sich die Annahme, dass es ein X geben ‚muss‘, für das gilt: X ist für uns an sich wertvoll und Überzeugungen, die wahr und X sind, sind für uns noch wertvoller, als Überzeugungen, die einfach bloß wahr sind, aus der in seinen Augen vielfach geteilten Intuition

(Int) Wissen hat einen höheren epistemischen Wert als bloß wahre Meinung.

Aber was könnte dieses X sein? Grundmann diskutiert zwei Alternativen, die den strukturell einzig möglichen Alternativen entsprechen. X könnte etwas sein, was *neben* Wahrheit einen eigenen intrinsischen Wert besitzt; oder X könnte etwas sein, wofür gilt: Wahrheit + X ist epistemisch besser als Wahrheit allein. Im ersten Fall könnte X in der Tatsache bestehen, dass das jeweilige epistemische Subjekt aus seiner Perspektive alles richtig gemacht, dass es epistemisch ein reines Gewissen hat. X wäre hier also subjektive epistemische Rationalität oder Rechtfertigung. Könnte einem so verstandenen X ein eigener intrinsischer epistemischer Wert zukommen? Offenbar; denn der Mensch hat, so meint Grundmann unter Berufung auf führende Internalisten, das Ziel, „seine Meinungen gemäß der grundlegendsten eigenen epistemischen Standards zu regulieren ... [er] strebt also nach epistemischer Selbstbestimmung oder Autonomie“ (56/121). Und dieses Ziel kann vom Ziel der Wahrheit durchaus unabhängig sein. Es kann „sein, dass wir das eine Ziel erreichen, das andere jedoch verfehlen. Und es kann auch sein, dass geeignete Mittel zum einen Ziel keine geeigneten Mittel zum anderen Ziel sind. Beides ist der Fall, wenn skeptische Szenarien die Welt korrekt beschreiben.“ (ebd.) Wenn das so ist, „müssen wir einen Begriff wie den des Wissens, den wir mit Hilfe dieser beiden Merkmale definieren, [aber] nicht länger als inkohärenten Hybridbegriff ansehen. Wissen läge dann vor, wenn beide epistemischen Ziele verwirklicht sind. Allerdings würde der Wissensbegriff in einem ausgereiften Stadium der Erkenntnistheorie vermutlich keine Rolle mehr spielen, da man unsere Bemühungen um die verschiedenen epistemischen Ziele besser separat betrachtet. Das würde jedoch den heuristischen Wert des Wissensbegriffs nicht schmälern.“ (56/122) Mir scheint Grundmanns Vermutung völlig richtig, dass es unter den von ihm genannten Umständen besser wäre, unsere beiden epistemischen Ziele getrennt zu betrachten. Wenn ich A will und B will, bin ich in der Regel zwar auch erfreut, wenn A und B zusammen auftreten, aber

A und *B* ist für mich unter diesen Umständen kein *eigenes* Ziel, um dessen Erreichung ich mich bemühe.⁴ Wie sieht es also mit der zweiten Alternative aus?

Diese Alternative beruht auf der These, dass *nicht-zufällig* wahre Meinungen epistemisch besser sind als bloß wahre Meinungen. „Es ist gar nicht Wahrheit *simpliciter*, wonach wir in unserem Erkenntnisbemühen streben, sondern es ist nicht-zufällige Wahrheit. Und genau das ist nach den Analysen der post-Gettier Generation die korrekte Definition von Wissen! Wissen wäre also das eigentliche Ziel unserer Erkenntnisbemühungen.“ (56/121) Das Problem ist jedoch: Kann man wirklich zeigen, dass nicht-zufällig wahre Meinungen epistemisch besser sind als bloß wahre Meinungen? Praktische Überlegungen spielen hier offenbar keine Rolle. „Es ist zweifellos richtig, dass uns nicht-zufällige Wahrheiten praktisch nicht mehr Nutzen einbringen als Wahrheiten *simpliciter*.“ (56/123) Doch was spricht dann für den größeren Wert nicht-zufällig wahrer Meinungen? Grundmann ist hier zunächst etwas ratlos: „Ich habe zugegebenermaßen kein wirklich zwingendes Argument für dieses Ziel zur Hand.“ Doch dann wiederholt er: „Allerdings passt dieses Ziel sehr gut zu bestimmten unserer Intuitionen.“ (ebd.) Zu diesen Intuitionen gehört erstens, dass Externalisten dazu neigen, für Wissen zu fordern, dass die entsprechenden Überzeugungen auf zuverlässige Weise entstanden sind, und zweitens die schon angeführte Intuition (Int). Denn gerade diese letzte Intuition wird verständlich, wenn wir Wissen als nicht-zufällig wahre Meinung auffassen und davon ausgehen, dass nicht-zufällig wahre Meinung tatsächlich epistemisch besser ist als bloß wahre Meinung. Grundmanns Resümee: „Auf diese Weise hätten wir *Wissen* als kohärenten Grundbegriff der Erkenntnistheorie gerettet.“ Doch dann fügt er ehrlicherweise hinzu: „Allerdings will ich nicht verhehlen, dass ich nicht erklärt habe, *warum* nicht-zufällige Wahrheit unser epistemisches Ziel ist.“ (ebd.)

Damit, denke ich, liegt die *causa* jetzt wirklich auf dem Tisch. Lässt sich plausibel machen, dass nicht-zufällig wahre Meinung epistemisch besser ist als bloß wahre Meinung? Oder: Lässt sich plausibel machen, dass wir in unseren Erkenntnisbemühungen tatsächlich nach nicht-zufällig wahren Meinungen und nicht bloß nach wahren Meinungen streben? Hier stellt sich zunächst die methodologische Frage: Wie lassen sich solche Fragen überhaupt beantworten? Welche Mittel stehen uns zu ihrer Beantwortung zur Verfügung? Grundmann betont mit einem Seitenblick auf meine Skepsis gegenüber begriffsanalytischen Unternehmungen, seiner Meinung nach könnten diese Fragen nur auf dem Wege der Begriffsanalyse beantwortet werden. „Nachdem Beckermann in seinem

⁴ Vgl. auch Hofmann (56, 125 f.). Als Beispiel kann man hier an den Fall denken, dass sich jemand allgemein für Louis-seize Möbel interessiert (auch solche, die sich nicht im Besitz von Marie Antoinette befanden) und zugleich allgemein für alle Gegenstände, die aus dem Besitz von Marie Antoinette stammen (also nicht nur Möbel, sondern auch Geschirr, Teppiche usw.). Eine solche Person würde sich sicher freuen, ein Möbelstück zu finden, das Marie Antoinette gehörte. Aber ihre Ziele wären mit „sie sucht Möbel aus dem Besitz von Marie Antoinette“ sicher nicht zutreffend beschrieben.

Artikel zunächst wie selbstverständlich davon ausgeht, dass die Wahrheit unser epistemisches Ziel ist, räumt er später ein, dass die Bestimmung des epistemischen Ziels keineswegs eine triviale Sache sei. Doch wie könnte man die Angelegenheit klären, ohne auf Begriffsanalyse zurückzugreifen?“ (56/119) Nun, meine Position ist, dass Begriffsanalysen keineswegs immer nutzlos sind. Eine Analyse des Begriffs der Wahrheit z. B. scheint mir nicht nur hilfreich, sondern sogar unumgänglich zu sein. Aber gerade wenn es um die Frage nach den Zielen unserer Erkenntnisbemühungen geht, können wir meiner Meinung nach die Sache auch ganz anders angehen – auf dem Weg des guten alten Gedankenexperiments. Wie das funktioniert, wird sich gleich zeigen.

Zuvor müssen wir allerdings noch die keineswegs triviale Frage klären: Was ist das überhaupt – eine nicht-zufällig wahre Meinung? Ich möchte hier von einem Vorschlag ausgehen, der sowohl für die meisten Rechtfertigungs- also auch für Verlässlichkeitsbefürworter akzeptabel sein sollte:

(*) Eine Überzeugung b ist nicht-zufällig wahr genau dann, wenn b wahr ist und wenn Umstände vorliegen, die es wahrscheinlich machen, dass b wahr ist.

Das X , das in dieser Definition zum Merkmal der Wahrheit hinzukommt, sind also die Umstände, die es wahrscheinlich machen, dass b wahr ist. Diese Umstände können darin bestehen, dass b auf verlässliche Weise entstanden ist, aber auch darin, dass das epistemische Subjekt in seiner Überzeugung b gerechtfertigt ist – zumindest wenn man mit den meisten Rechtfertigungsbefürwortern davon ausgeht, dass Rechtfertigung wahrheitsförderlich oder wahrheitsanzeigend sein muss.

Schon auf den ersten Blick stellt sich allerdings die Frage, warum nicht-zufällig wahre Überzeugungen im Sinne von (*) interessanter sein sollen als Überzeugungen, die einfach nur wahr sind. Wenn wir schon sicher sind, dass b wahr ist, warum sollte es uns dann noch interessieren, ob Umstände vorliegen, die es wahrscheinlich machen, dass b wahr ist? Hier liegt in meinen Augen der Kern der Sache. Am Vorliegen einer weiteren Bedingung X sind wir *nur* interessiert, *solange wir nicht sicher sind, ob die Wahrheitsbedingung erfüllt ist*. In den meisten Fällen sieht es zwar so aus, als wären wir am Vorliegen von X auch *an sich* interessiert; doch dieser *Schein* ergibt sich allein aus der Tatsache, dass Wahrheit nicht direkt epistemisch zugänglich ist, dass wir also implizit immer an Fälle denken, in denen wir tatsächlich nicht sicher sein können, dass b wahr ist.

Das heißt, wir können mit einem einfachen Test herausfinden, ob uns Wahrheit + X mehr interessiert als Wahrheit allein. Wir müssen nur eine Antwort auf die Frage finden, ob wir am Vorliegen von X auch dann noch interessiert wären, wenn wir schon sicher sein könnten, dass eine Überzeugung wahr ist. Und eine Antwort auf diese Frage finden wir, indem wir in einem Gedankenexperiment zu klären versuchen: Was wäre der Fall, wenn Wahrheit epistemisch direkt zugänglich wäre? Nehmen wir also an, wir hätten einen direkten, nicht-inferentiellen Zugang zur Wahrheit von Überzeugungen, wir könnten sozusagen ,wahr-

nehmen', ob eine Überzeugung wahr ist oder nicht. Wie würde sich unsere epistemische Situation dadurch verändern?

Nun, ich würde gern erfahren, ob ich in diesem Jahr noch im Lotto gewinnen werde. Ich gehe zur Wahrsagerin, um in dieser Frage Klarheit zu erhalten. Die Wahrsagerin beugt sich lange über ihre Kristallkugel, murmelt ein paar unverständliche Sprüche und sagt dann: „Tut mir leid. Daraus wird leider nichts.“ Da ich einen direkten, nicht-inferentiellen Zugang zur Wahrheit von Überzeugungen habe, 'sehe' ich sofort: Die Frau hat recht. Was werde ich tun? Ich denke, ich werde sagen: „Pech gehabt. Vielleicht klappt's im nächsten Jahr.“ Und das war's. Ich werde mich *nicht* dafür interessieren, ob die Wahrsagerin ihr Handwerk wirklich versteht – hochtrabend gesprochen, ob sie eine verlässliche Informantin ist. Ich werde mich *nicht* dafür interessieren, ob sie vielleicht nur geraten hat oder wirklich weiß, was sie gesagt hat. *Ich sehe ja, dass wahr ist, was sie gesagt hat.* Und damit haben sich alle diese Fragen erledigt. Zweiter Fall: Eines Morgens wache ich mit der festen Überzeugung auf, dass gerade der Popocatepetl ausgebrochen ist. Unter normalen Umständen würde ich mich vielleicht fragen, ob ich vielleicht über Nacht die Fähigkeit gewonnen habe, hellzusehen. Ich würde das testen, indem ich den Fernseher anschalte und schaue, ob in den Nachrichten der Vulkanausbruch bestätigt wird. Und falls das zutrifft und sich auch andere meiner Ahnungen als wahr erweisen, würde ich allmählich die Überzeugung gewinnen, dass ich wirklich hellsehen kann. Unter den neuen Bedingungen wäre es mir aber ganz egal, ob ich diese Fähigkeit erworben habe. Wiederum 'sehe' ich ja einfach, ob meine Überzeugung wahr ist. Mit anderen Worten: Wenn ich einen direkten, nicht-inferentiellen Zugang zur Wahrheit von Überzeugungen hätte, gäbe es für mich keinerlei Grund mehr zu fragen, ob ich oder andere verlässliche Informanten sind, ob das, was ich und andere glauben, bloß zufällig wahr ist oder wirkliches Wissen darstellt. Denn ich muss ja nur 'hinschauen', um herauszufinden, was wahr ist und was nicht.

Um den entscheidenden Punkt noch einmal zu betonen. Der *Schein* – und es ist ein bloßer Schein –, dass uns außer der Wahrheit auch noch andere Merkmale von Überzeugungen intrinsisch interessieren, ergibt sich allein aus der Tatsache, dass Wahrheit epistemisch nicht direkt zugänglich ist. Wir interessieren uns für diese anderen Merkmale, weil und solange sie uns darüber Aufschluss geben, ob Überzeugungen (wahrscheinlich) wahr sind. Wenn wir nicht-inferentiell sicher unterscheiden könnten, was wahr ist und was nicht, wären alle diese Merkmale ohne Bedeutung. Mit anderen Worten: Sie haben tatsächlichen nur einen instrumentellen Wert. Dass dies so ist, ist allerdings eine empirische Tatsache; es könnte auch anders sein. Bei unseren Überlegungen hätte sich auch ergeben können, dass uns außer Wahrheit auch noch andere Merkmale an sich interessieren. *De facto* ist dies aber nicht so. *De facto* interessieren uns alle diese Merkmale nur als Mittel zum Zweck.

Literatur

- Baumann, P. 2001: Ist der Begriff des Wissens inkohärent?, in: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 55, 594-601.
- Beckermann, A. 1997: Wissen und wahre Meinung, in: W. Lenzen (Hg.) *Das weite Spektrum der Analytischen Philosophie*. Festschrift für Franz von Kutschera. Berlin/New York, 24-43.
- , 2001: Zur Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs. Plädoyer für eine neue Agenda in der Erkenntnistheorie, in: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 55, 571-593.
- Grundmann, T. 2002: Warum wir Wissen als einen wichtigen Begriff der Erkenntnistheorie betrachten sollten – Eine Antwort auf Ansgar Beckermann, in: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 56, 118-124.
- Hofmann, F. 2002 Die Rolle des Wissens und des Wissensbegriffs in der Erkenntnistheorie, in: *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 56, 125-131.